

Mit dem Pfeil, dem Bogen

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **4 (1928)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-700314>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mit dem Pfeil, dem Bogen.

Eine Jugenderinnerung von Alfred Huggenberger.

Das junge Frühjahr war für die Bubengilde unserer kleinen Hofgemeinschaft immer die Zeit der grossen Impulse. Wir hatten auf einmal alle so unendlich viel im Sinn, dass wir gar nicht merkten, wie eng uns der Kreis gezogen war. Wir fühlten uns zu neuen, bedeutungsvollen Taten verpflichtet und berufen, und es wurde dennoch nie etwas anderes daraus, als dass wir, einem heimlichen Zwang gehorchend, alle die halbvergessenen Baum- und Wiesenspiele vergangener Frühlinge der Reihe nach wieder hervor- und zu Ehren zogen. Keine Lustbarkeit, kein alter Frühlingsbrauch, der nicht, mit neuer Glorie umgeben, aus der Versenkung aufgetaucht wäre. Zuerst kam das erlaubte und unerlaubte Abbrennen des dünnen Falchgrases am untern Rebenbord und an den Böschungen des Strümpfelgrabens, dann die Waldläuferfahrten mit den ausdauernden Rauchversuchen, die unfehlbar zu unserer Lenzeswiedergeburt gehörten. Die Ranken der Waldrebe lieferten uns billiges und wohlgebeiztes Rauchzeug. Als eine Art Vergnügungssteuer pflegte der Tobelbach die Endergebnisse unserer diesfälligen Bemühungen gelassen aufzunehmen und, in ihre Grundformen aufgelöst, unauffällig und verschwiegen dem Meere der Vergessenheit zuzuführen. Auch andere, gewagtere Schlingeleien mussten unsere Bummelgänge durch Holz und Erlengrund angenehm würzen. So erinnere ich mich gut daran, wie wir einmal eine hoch überm

Tobelbach stehende Beige Föhrenscheiter mit Hilfe von zwei als Hebel dienenden Stangen «abgewichtet», so dass die Scheiter bis auf einen kleinen Rest übers Bord hinaus und zum Teil in einen Bachtümpel hinunterkollerten. Wir leisteten die anstrengende, aber sehr unterhaltsame Arbeit in der Voraussetzung, die Klafferbeige gehöre dem Strehlmann von Hannisgrüt, der uns im vorherigen Herbst einmal beim Birnenstehlen betroffen und dem Lehrer verzeigt hatte. Am zweitfolgenden Abend kam dann Gottlieb Bräm, der auch eifrig bei dem Unfug mitgewirkt hatte, mit beschmutztem und durchnässtem Wämslein heim und machte uns verstohlen schwere Vorwürfe. «Ja, ihr dummen Schneuzer, es ist *unser* Holz gewesen, nicht dem Strehlmann seines! Ich habe das hinterste Scheit wieder ans Strässchen hinauf tragen müssen und bin fast kabutt gegangen. Gut, dass der Vater das andere nicht gewusst hat, sonst hätte ich zu allem hin noch das Leder voll bekommen.»

Gewiss, wir wagten uns daneben auch an ernsthaften Sonntagsausflüge heran, die uns bis auf die zweihöckrige Kuppe des Schauenberghügels führten und nach der andern Seite bis zur stolzen Feste Sonnenberg. Aber solche Fahrten waren uns nur das allereine erste Mal neu und wunderbar, ihr Zauber verblasste bei der Wiederholung. Unser Frühling hätte gemach eintönig und schal werden müssen, wenn nicht jeweilen plötzlich, wie aus der Luft gefallen, das Schützenfieber über uns

Konzessionierte Firmen
der elektro-technischen Branche:

Fritz Arber
Kreuzlingen

Elektrotechnische Werkstätte

Licht- und Kraftanlagen
Neu- und Umwicklung von
Motoren und Apparaten

W. HOFER
Emmishofen

Elektro-Motoren-Bau

Umwicklung und Reparaturen
sämtlicher elektrischer
Apparate

Rud. Peyer
Kreuzlingen

Elektrotechnische Werkstätte

Elektr. Licht- und Kraftanlagen werden
fachmännisch und preiswürdig
ausgeführt

Otto Ruedi
Kreuzlingen

Installations-Geschäft

für elektrische Anlagen
Auto-Garage, Mechan. Werkstätte
Telephon 1.45 - Radio-Station

gekommen wäre, die triebhaft schon im Kind aufsteigende Lust zu Waffenhandwerk und Wehrhaftigkeit. Mit dem ersten Schindelpfeil, der über Bräms Scheunendach schwirrte, hatten unsere verschwommenen Knabensehnsüchte unversehens Ziel und Ruhepunkt gefunden. Wir konnten uns einhellig darüber wundern, dass diese Herrrensache uns nicht schon früher eingefallen war.

Merkwürdig, immer fing es mit dem aus einem dünnen Scheit oder einer Schindel geschnitzten Holzpfeil an. Das mit einer Kerbe versehene Geschoss musste mit einem kurzen, biegsamen Stecklein abgeschnellt werden, an dem ein mit dickem Endknoten versehener Bindfaden befestigt war. Mit diesem unzulänglichen Geräte war ein Zielsuchen nicht möglich, es eignete sich nur zur blöden Schiesserei in die blaue Luft hinaus oder über einen Dachfirst, wobei die Geschosse zudem öfters auf der andern Dachseite hängen blieben und mit Mühe und Gefahr aus den Dachkenneln herabgeholt werden mussten, weil sie sonst die Abfallrohre hätten verstopfen können. Auch kam es zu grossen Aerger des Schützen nicht selten vor, dass der Faden sich zu fest in die Pfeilkerbe einklemmte, sodass der Pfeil, statt in die Höhe zu schnellen, am Endknoten hängen blieb. Jaköbli Stoller konnte sich über solche Gemeinheit bis zur Vernichtungswut aufregen, in der er Pfeil und Abziehstecklein so schnell als möglich auf dem ersten besten Scheitsock in kleine Stücklein zerhackte.

Gewöhnlich kam er dann noch am selben Tage mit einem stattlichen Bund Schilfrohr angerückt, das damals für uns nur in einem kleinen Sumpfwald des ziemlich weit entlegenen Schleipfeldes aufzutreiben war. Einige zähe, zu Bögen geeignete Haselstecken, von ihm mit Kenneraugen aus der wildesten Hecke herausgesucht, fehlten nicht, so wenig wie die zur Herstellung der Pfeilpfropfen unerlässlich notwendigen Holunderruten. Er verzog sich mit seiner wertvollen Beute siegestolz, aber ohne uns eines Wortes zu würdigen, nach der Klitterwerkstatt seines Onkels Felix, die Türe streng hinter sich abschliessend. Nach kaum einer halben Stunde stand er mit einem

Bund Rohrpeile auf dem Plan und mit dem straffgespannten Bogen, der beidseitig mit einigen in die Rinde geschnitzten Zierringen, sowie mit den Anfangsbuchstaben seines Namens geschmückt war.

Dieses Ereignis bedeutete immer den Auftakt zur eigentlichen Hochsaison unserer Frühjahrschiesserei. Die Schindelholzpeile verschwanden ruhmlos in irgend einem Schopfwinkel; der Bogen, den man sich so recht schützenmässig über die Schulter hängen konnte, fand vor unseren Augen allein noch Gnade. Sogar die Armbrust liessen wir neben ihm nicht gelten, und zwar mit der Bemängelung, man könne ja mit so einem Möbel nicht einmal senkrecht in den Himmel hinein schießen. Unsere Geringschätzung hatte freilich noch einen triftigeren Grund. Die sogenannten «Möbel» waren ihrer Beschaffungskosten wegen für uns ebenso unerreichbar, wie ein Lebkuchenhäuschen auf dem Mond. Durch den Neid auf einige Dorfbuben angespornt, die wirkliche Armbrüste mit Stahlbogen und geschnitzten Kolben besaßen, hatte Jaköbli Stoller einmal den Versuch gemacht, ein ähnliches Kunstwerk in kleinerem Masstabe zusammenzuschreinern. Doch war ihm nur ein sehr mässiger Erfolg beschieden; besonders die Herstellung des Bolzens brachte ihn fast zur Verzweiflung. Unmittelbar nachdem sein Geschoss beim ersten Versuch um einige Meter am Ziel vorbei getaumelt war, verschwanden Armbrust und Pfeil in der schwelenden Höhle des Stollerschen Ofenloches. Der Bogen blieb als Sieger auf dem Plan zurück.

Im Verfertigen der Rohrpeile und im Ausmass der Holunderpfropfen, welche letztere nach unserer Meinung für die Flug- und Zielkraft der Pfeile ausschlaggebend waren, wies sich Jaköbli wieder als der Geriebenste von uns allen aus. Ein besonderer Trick von ihm war, die Pfeile auf der Fingerspitze abzuwägen. Auf einem gewissen Punkte mussten sie sich die Wage halten, wobei für die zum Weitschuss bestimmten Geschosse nicht das gleiche Naturgesetz galt, wie für die sogenannten Zweckpeile. Wir baten ihn wiederholt um Preisgabe seines wertvollen Geheim-

Brillen

Feldstecher

Barometer

Thermometer

Rascher
Post-Versand

WALZ

& Cie., optische Werkstätte
ST. GALLEN

Photo-Filiale in Kreuzlingen

nisses, aber er liess sich nicht dazu herbei. «Da wär' ich wohl dumm,» sagte er. «Das Nachmachen ist keine Kunst, aber das Erfinden.»

Wir pilegeten schliesslich die Pfeile insgeheim doch wie er mit viel Umständlichkeit abzuwägen, stellten aber wohlweislich auf das nachherige Ausprobieren ab. Später gestand uns Jaköbli freilich, dass er das auch so gemacht habe und dass die Hexenkunst bloss so eine Faxe von ihm gewesen sei, um uns am Narrenbändel zu führen.

Unsere Pfeil- und Bogenfreude spielte sich gewöhnlich in drei Hauptzeiten ab. Zuerst kam eine wütige Schiesserei in Hof und Baumgärten. Höhenrekorde wurden aufgestellt, wobei mancher gute Pfeil im Geäste unseres mächtigen Nussbaumes hängen blieb. Da auch der jüngere Nachwuchs bis zum kleinen Hosenmatz herab vom Fieber ergriffen wurde, erfreute sich der Sport bei den Erwachsenen keiner grossen Beliebtheit, besonders wenn die Zwischenerfolge hin und wieder aus einer geschwellenen Backe oder gar aus einer zersplitterten Fensterscheibe bestanden. So wurde der Unfug immer sehr bald als gemeingefährlich aus dem Weichbilde des Weilers verbannt, und es kam die Periode der Jagdfreuden und Indianerkämpfe, die uns den langen Schulweg verkürzen mussten. Bei unseren Jagden war der Hase oder Fuchs jeweilen ebenso gut bewaffnet wie sein Erzfeind; denn nach dem ersten Fehlschuss wurde der Spiess umgekehrt, der Weidmann musste unweigerlich die Rolle der verfolgten Kreatur übernehmen. Am schlimmsten kamen immer die kleinen Jagdhündlein weg. Sie mussten fortwährend mit herausgestreckter Zunge suchen, bellen und hetzen und auf jeden Pfiff hin gehorsam zu ihrem Herrn zurückkehren. Das dauerte so lange, bis die zweibeinige Meute, in die gerne auch die Mädchen eingereiht wurden, daheim Beschwerde erhob und unter Scheltworten in Schutz genommen wurde.

Nachdem das Jagen so seinen Hauptreiz eingebüsst hatte — denn das Rennen, Bellen und Lechzen der Hunde machte uns immer den meisten Spass —, kamen die Indianerkämpfe daran. Hier tat sich Jaköbli Stoller, der den bezeichnenden Namen Siebentöter trug, wieder besonders hervor.

Er führte in einem kleinen Arzneifläschchen eine gelbbraune Flüssigkeit bei sich, mit der er die Holunderpfropfen seiner Pfeile bestrich und sie damit nach dem Muster seines Vorbildes vergiftete. Er gab vor, das Gift würde einen Fuchs oder einen Hasen binnen zwei Minuten töten, während es jedoch für einen Menschen durchaus ungefährlich sei. Aber wir trauten der Sache doch nicht ganz, wir hatten vor seinen Pfeilen einen grossen Respekt, weshalb auch seine Partei meistens oben aufschwang, weil die Gegner entweder nicht aufzufinden waren, oder dann ihr Heil in der Flucht suchten. Erst viele Jahre nachher, als das Bogenschiessen für uns längst eine abgetane Sache war, teilte er mir einmal lachend mit, er habe das Pfeilgift, einen Absud aus der Rinde von sogenannten Krottenruten, weiland seiner Grossmutter gestohlen, die es zum Vertreiben einer Hautflechte gebraucht habe.

Doch auch die Indianerei hielt sich selten lange, insbesondere der vielen Schulverspätungen wegen, die sie verursachte. Sie wurde durch den weitaus geruhigeren Sport des Zweckschiessens abgelöst, der den grossen Vorteil besass, dass man die Knabenhaftigkeit abstreifen und die Gepflogenheiten der Erwachsenen nachahmen konnte. Die Zeit der pflichtmässigen Schiessübungen, die jeweilen am Sonntag nachmittag stattfanden, musste streng innegehalten werden. Mein älterer Bruder, dessen Gerechtigkeitssinn und Unparteilichkeit keiner von uns anzweifelte, amtierte als Schützenmeister und führte die aus entwendeten Schulheftblättern hergestellten Schützenbüchlein. In zähem Wettstreit kämpften wir um den heissbegehrten Ehrentitel des Schützenkönigs; er fiel demjenigen zu, der in fünf aufeinanderfolgenden Uebungen die meisten Punkte erreicht hatte. Die sichtbare Auszeichnung des vom Schiessglück Begünstigten bestand in einem Kränzlein von immergrünen Ligusterzweigen, die nach unserer Meinung am meisten Aehnlichkeit mit dem echten Lorbeer aufwiesen. Ich glaube, keiner von uns hat in seinem späteren Leben eine errungene Ehrung mit grösserem Herzstolz zur Schau getragen als diese paar armseligen Zweige aus irgend einer verlorenen Waldhecke. Beim sogenannten Endschie-



„Wohlmuth“

Der elektro-galv. Schwachstrom-Apparat „Wohlmuth“ hat sich in tausenden Fällen b. Rheumatismus Gicht, Ischias, Nervenleiden, Neuralgien etc. als vorzügliches Heilmittel bewährt.

G. Wohlmuth & Co.,
A.-G., Kreuzlingen

J. C. MANNHART

Telefon 2.17 Kreuzlingen b. Rebstock

empfiehlt sein Lager in:

HAUSHALTUNGS-ARTIKELN

aus Aluminium, Emaille u. verzinkt, Blech, Bestecke

Landwirtsch. Geräte, Aexte und Beile, Werkzeuge, Bau- und Möbelbeschläge, Eisenwaren aller Art, Schlitten, Schlittschuhe, Eiserne Ofen, Ofenrohre, Rasierapparate «Gilette».

Rabattmarken

sen, wo es nur noch auf Punkte ankam, war die Luft derart geladen, dass gegen das Ende hin auch die wenigen kleinen und grossen Zuschauer in unheimlicher Stille verharrten, bis der letzte Schuss gefallen war. Eine kleine Enttäuschung bedeutete es dann allerdings für den Schützenkönig, wenn am andern Tag alles wieder im blöden Alltagsgeleise ging; wenn er Saatkartoffeln in die Furche legen musste, immer zu den Keimen recht gut Sorge tragend, oder wenn er als Leitbub beim Ackern die üblichen, meist sehr respektlosen Zurufe und Beurteilungen von seiten des gestrengen Pflügers stillschweigend entgegennehmen durfte, die alle ohne Ausnahme den ausgesprochenen Idiotismus des Mähnbuben unmissverständlich betonten. Es galt ja fast noch als Schmeichelei, wenn es da etwa hiess: «Ein dümmere Joggel ist mir noch nie neben dem Gespann hergelaufen. Wenn die Stiere nicht mehr Bildung hätten als du, so wollte ich den Pflug lieber an die Dachpfette hinaufhängen und mit deiner Mutter betteln gehen, per Tag 20 Rappen und ein Stück Brot.»

Die bescheidene Nachwirkung wurde jedoch am Kampftage noch nicht in Rechnung gesetzt; hier handelte es sich recht eigentlich um Sein oder Nichtsein. Nur wenn ich mir das gegenwärtige, ist es mir heute einigermaßen verständlich, dass ich einmal, nachdem mir Gottlieb Bräm den Liguster-Lorbeer mit einem einzigen Punkt entrissen hatte, richtig rappelköpfig werden konnte. Anfänglich vermochte ich mich zwar zur Not zu beherrschen, ich gab mir alle Mühe, gleichgültig zu erscheinen. Aber im entlegenen Morgenwalde, wohin ich mich mit Pfeil und Bogen zurückzog, übernahmen mich Wehleidigkeit und Selbstquälerei wie noch nie vorher im Leben. Wenn es mir *heute* nicht gelungen war, etwas Besonderes zu werden, so war die Erfüllung dieses meines verschwiegenen Herzenswunsches überhaupt für alle Zeiten ausgeschlossen. Um zwei winzige, blöde Punkte war ich vom Leben geäfft worden! . .

Ich fasste den Beschluss, vorläufig nicht heimzukehren. Vielleicht in zwei, drei Tagen — vielleicht gar nicht mehr, je nachdem es mir dann passte. Meine Pläne waren sehr unklar. Ich liebäugelte sogar in verschwommener Weise mit dem

Gedanken an Selbstvernichtung und machte ein überaus bedeutendes Wesen aus mir. Wenn ich nun einmal mit der ganzen Welt auf feindlichem Fusse stand, so sollte sie das auch gehörig zu spüren bekommen. —

Schon am frühen Abend stellte sich indessen ein gesunder Fresshunger bei mir ein, dem mein junger Weltschmerz keineswegs gewachsen war. Ich schlenderte ernüchert heimzu. Die vertrauten Höfe lagen unglaublich gleichgültig und behaglich in ihren Sonntagabend hineingebettet vor mir da. Gewiss, wenn ich jetzt ausgeblieben wäre, sie hätten es nicht anders gehalten. Zum erstenmal empfand ich so recht steil und unvermittelt, wie wenig ein einzelnes Menschlein selbst in diesem kleinen und kleinsten Kreise zu bedeuten habe. Die Schornsteine würden dennoch rauchen, die beiden Hofbrunnen würden ihren klaren Wasserstrahl nicht einen Augenblick zurückhalten. An den Kranz vermochte ich jetzt bereits mit einer grossen Gelassenheit denken. O je — wegen diesem lausigen Kränzlein! . . .

Eine kleine Neugierde zwang mich, in Bräms Stube hineinzuspähen. Der Kranz hing an einem Nagel neben der Wanduhr; er war etwas lotterig geworden, einige Blätter waren bereits abgefallen.

Die Stube war leer und verlassen. Auf dem alten nussbaumenen Tische stand die mir wohlbekannte böhmische Flasche, umgeben von einem Gesinde halb- und ganz ausgetrunkenen Weingläser. Es waren wohl Verwandte dagewesen und da hatte man es ein wenig gross gegeben, — dem Gottlieb und seinem Kranz zu Ehren. Ich wusste genau, dass die rundbauchige Flasche mit dem schlanken, geraden Hals und dem zierlichen Glaspropfen nur an bedeutenden Tagen in die Erscheinung trat. Ich wusste, dass sie als ein kostbares Erb- und Glanzstück vom Stolz der Familie gleichsam mit einem Heiligenschein umgeben war. Gottlieb hatte schon oft geprahlt, die böhmische Flasche sei über hundert Jahre alt.

Da stieg mit urplötzlicher Schnelle ein Gedanke in mir auf, den ich unbesehen augenblicklich zur Tat werden liess. Es war nicht ich selber, es war ein mir gänzlich fremdes Wesen, das den

Photo-Apparate

Photo-Artikel

Photo-Arbeiten

Photo-Auskünfte

Kreuzlingen
Löwenplatz

WALZ

& Cie., optische Werkstätte
ST. GALLEN

Bogen hochnahm und auf die böhmische Flasche anlegte. Ich kann noch heute steif behaupten: nicht ich bin schuld, dass sie eine Sekunde darauf in Scherben zerklürrte. Ich glaubte, ruhig stehen bleiben und den Gang der weiteren Ereignisse abwarten zu dürfen. Es ging mich doch alles gar nichts an! Was hätte ich denn für einen Grund haben sollen, die schöne Flasche zu verglasen?...

Aber auf einmal kam mir die Besinnung, ich schnellte wie ein im Satz erschreckter Hase auf und ergriff die Flucht. Es wäre mir nicht wunderbarlich vorgekommen, wenn hinter mir ein Schuss gekracht hätte. Von einem kleinen Wiesenbord nach einer Seite hin gedeckt, drückte ich mich feldaus und fühlte mich bald in Sicherheit. Bräms waren jedenfalls schon im Stall, und die Frau mochte die Verwandten noch ein wenig begleitet haben. Aufatmend liess ich mich von der Hoffnung beleben, dass niemand etwas bemerkt habe. Warum hatte ich denn nur auf die verdammte Flasche zielen müssen? Ganz nebenbei machte ich eine kleine Feststellung: es fehlte mir einer von den zwei vergifteten Pfeilen, die ich dem Jaköbli Stoller vor einigen Tagen wegstipitzt hatte...

An einer sehr hässlichen Eingebung unbewusst weiterspinnend, stiess ich auf den Gedanken, dass ich heute in Hannisgrüt eine Bolzwage hätte abholen sollen, die wir andern Tages zum Strohabwägen brauchten. Alsbald machte ich mich auf weiten Umwegen, soviel wie möglich auf versteckten Waldpfaden hinschleichend, nach Hannisgrüt hinüber, wo ich den vergessenen Auftrag pflichtschuldig ausrichtete.

Es fing schon an zu dämmern, als ich mit der Bolzwage auf der Schulter zu Hause ankam. Bogen und Pfeile hatte ich irgendwo im Wald versteckt. Ich gab vor, wir hätten es halt bei Strehlmanns Füllen und bei den jungen Schafen sehr lustig gehabt, drum hätte ich mich so lange gesäumt. Die Mutter sagte, es sei ganz recht, dass ich nicht dagewesen sei, sonst hätte ich am Ende bei der bösen Geschichte mitgemacht. Der Jaköbli Stoller habe nämlich durchs Fenster auf Bräms schöne böhmische Flasche geschossen, aus Aerger darüber, dass er beim Schiessen der Letzte gewesen

sei. Der vergiftete Pfeil habe ihn zum Glück verraten, aber der Lümmel leugne es immer noch ab.

Ich nahm meinen Kameraden gleissnerisch in Schutz. «Aber — so etwas macht doch der Jaköbli nicht! Das kann mir niemand angeben!»

Vor dem Schlafengehen lauerte ich noch ein Weilchen am halboffenen Fenster. Ich hörte, wie der alte Bräm und Jaköblis Götti diesen neben Stollers Schweinestall einem scharfen Verhör unterzogen, wobei jedoch die Beteuerungen des vermeintlichen Uebeltäters auf den Gang der Verhandlung nicht den geringsten Einfluss ausübten.

Nun hätte ich ja zum Fenster hinaus hinüberschreien können: *Ich* bin es gewesen! So hört doch: *ich!*» — Nein ich bin sehr still geblieben. Ich habe — nur in Gedanken — zu mir selber gesagt: «Geschieht ihm recht, warum macht er vergiftete Pfeile.»

Und nun begann bereits die Exekution. Ich schloß ins Bett und hielt mir die Ohren zu, aber ich hörte das Schreckliche doch. Jaköbli heulte während der Züchtigung nicht; er krächte nur immer aus Leibeskräften: «*Nei!* — *Nei!* — *Nei!*» Der Götti Felix aber schrie bei jedem Streich, den er mit dem Lederriemen führte: «*Jo!* *Jo!* — *Joo,* du Saubengel!» Erst auf die beweglichen Fürbitten der Brämin und Jaköblis Grossmutter fand der Strafvollzug endlich seinen Abschluss. Der Gerechtigkeit war Genüge geschehen. Ich redete mir ein, die Prügel würde ich ja wirklich gern für Jaköbli hingenommen haben, aber wie hätte ich meinen Eltern den grossen Aerger und die Unehre antun dürfen?...

Im darauffolgenden Sommer ertappte ich Jaköbli eines Nachts auf unserem alten Pflaumenbaum im Grasgarten. Er bat mich dringlich, ihn ja nicht zu verraten, der Götti würde ihn ja halb tot schlagen. Ich gab ihm die beruhigende Versicherung ab, es werde nie etwas auskommen, beim Eid nicht. Er möge nur getrost noch alle Taschen füllen und dann herabkommen. Ich begleitete ihn noch bis unter Bräms Wagenschopf. Hier legte ich ihm, durch seine eigene Schuld gesichert, das Geständnis ab, dass *ich* damals dummerweise auf die böhmische Flasche geschossen hätte.

WARNER'S SAFE CURE

*Seit 50 Jahren berümt als sicherstes Heilmittel für
Nieren- und Leberleiden, Gallensteine, Blasenleiden sowie alle Stoffwechsel-
Krankheiten wie Gicht, Rheumatismus, Magenleiden*

Preis Fr. 5.50

HAUPTDEPOT: RICHTER & CO., APOTHEKE UND DROGERIE
KREUZLINGEN (THURGAU)

«Der Götti hat seinen Lohn auch bekommen,» berichtete mir Jaköbli hierauf mit dem Wonnegefühl der Genugtuung. «Ich habe ihm in der Kirschenzeit einmal zwei Sprossen aus der Leiter genommen und zwei ganz alte morsche Stäbe dafür eingesetzt. Nicht zu hoch oben, weil es sonst etwas Dummes hätte geben können. Aber es hat ihm beim Abrutschen, weil er die Pfeife zu fest

im Mund hielt, doch einen vorderen Zahn herausgeschlagen. Der Götti hat anders gewehbert! So etwas muss allweg kaibemässig weh tun.»

Nun hatte ich also neben der böhmischen Flasche und Jaköblis Prügeln auch noch Felix Stollers hässliche Zahnlücke auf dem Gewissen. Ein Glück für mich, dass der keine Ahnung davon hatte.



Ehre Vater und Mutter!

Von E. Rieben.

Die Familie Rutishauser brauchte einen grossen Tisch, an den sich all die kleinen Fratzen setzen wollten, wenn es zum Essen ging. Neun Kinder, fünf Mädchen und vier Buben bereiteten den Eltern die Sorge um das tägliche Brot. Gewöhnlich da, wo eine zahlreiche Familie ist, braucht man die Armut auch nicht weit zu suchen und Meister Schmalbart war wirklich täglicher Gast bei Rutishausers. Sie wohnten in einem alten, baufälligen Hause ganz allein zu Miete. Anderswo wären sie wohl nicht untergekommen, denn schon damals waren die Hausbesitzer nicht die besten Freunde von zahlreichen Familien. Drei Geissen nannten sie ihr Eigentum. Ein Stück Land hatten sie in Pacht, wo das Gemüse gepflanzt werden konnte und eine Wiese, die das Ziegenfutter lieferte.

Vater Rutishauser war ein etwas schwächerer Mann, von Beruf Landschneider. Er trug einen Spitzbart, hatte recht lebhaft Augen und eine hohe Stirne. Sein Gesichtsausdruck verriet Intelligenz und Gutmütigkeit. Er konnte zwar auch recht böse werden, wenn er etwas für unrecht fand. Wie aber Gewitter meistens schnell vorübergehen, so legten sich auch gar bald Vater Rutishausers Stirnfalten.

Seine Gattin war eine tüchtige, arbeitsame Hausfrau, duldsam, friedfertig und gottesfürchtig, sie war die Liebe selber, was sich auf die Kinder übertrug. Wenn oftmals der Vater nicht mehr aus und ein wusste vor lauter Sorgen, dann war es die Mutter, die immer wieder den Knoten löste. Die Kinder hielt sie alle zur Arbeit an, und mancher von ihnen ausser der Schulzeit verdiente Batzen floss der Haushaltungskasse zu. Die Mädchen machten sich da oder dort als Kindsmagd nützlich, die Buben machten Botengänge, halfen

bei den Bauern, oder stellten in der «Sonne» und im «Kreuz» Kegel auf. Aber jedes war glücklich, wenn es der Mutter möglichst viel Geld heimbringen konnte. Zur Arbeit und im Gebet erzogen, so entwachsen die Kinder der Schule und mit der Zeit wurde das Nest leer. Ein Sprichwort heisst: «Kleine Kinder, kleine Sorgen, grosse Kinder grosse Sorgen». Bei Rutishausers war das nun allerdings nicht der Fall. Die Mädchen kamen in gute Häuser in Stellung, waren fleissig und sparsam und mancher Fünfränker fand den Weg zu den Eltern. Bei den Buben war das vorerst nicht der Fall. Sie mussten ein Handwerk lernen und während dieser Zeit waren sie naturgemäss nicht so bei Kasse. Aber als jeder selbständig verdienen konnte, dann dachten auch sie alle an ihre lieben Eltern und nahmen ihnen die Sorge ab.

Aus den neun Kindern erwachsen wiederum neun Familien. Die Eltern sind alt und grau geworden. Aber wenn es irgendwie möglich war, kamen alle neune aus allen Kantonsgegenden jedes Jahr auf Weihnachten nach dem Elternhaus geeilt und Freude und Glück strömte aus allen Gesichtern. Dann weinte das gute alte Mütterlein Freudentränen und sonnte sich am Glück der Kinder. Nun sind Vater und Mutter nicht mehr, ihr Mund ist für ewig verstummt, doch hoffen die Kinder alle auf ein Wiedersehen im Jenseits. Einfache Grabsteine und ein bescheidener Blumenflor schmücken die Gräber. Beim letzten Besuche des Friedhofes hat der alte, liebe Lehrer, bei dem die Kinder alle die Schulbank abgerutscht haben, sich geäussert, «ja, ihr habt Vater und Mutter geehrt, darum ist es euch allen auch gut gegangen».

